

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 5 (1901)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Albin Indergand [Fortsetzung]  
**Autor:** Zahn, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571800>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

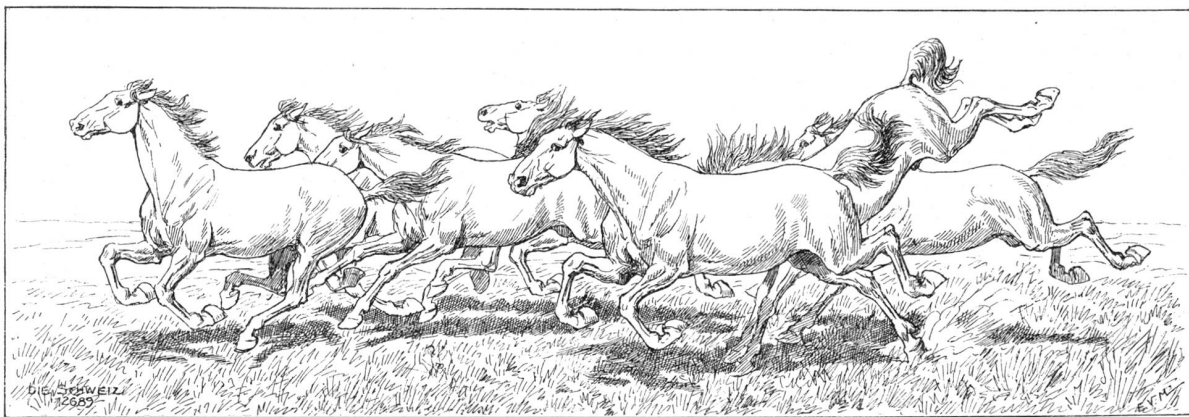
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Halbwilde Gefellen aus der Campagna romana. Originalzeichnung von Evert van Nuyden, (Genf) Paris.

## — ❧ — Albin Jndergand. ❧ —

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Ernst Zahn, Göschenen.

### 4. Kapitel.

Johann Karl Zumbrunnen, der Präses, stand zu Häupten des langen und schweren Eßtisches in seiner Wohnstube und hielt ein ledergebundenes Buch auf seiner Linken, die Rechte hatte er wie in Ehrfurcht auf das aufgeschlagene Blatt gelegt. Er las mit lauter und klarer Stimme die Worte der heiligen Schrift, wie sie sich nach althergebrachter Ordnung für den Tag fügten, denn jeden Tag leitete der Präses mit dem Lesen eines Kapitels ein. Neben ihm standen Weib und Kind, und Knechte und Mägde schlossen sich rings um den Tisch. Die Augen der Knechte und Mägde waren andächtiger als ihre Ohren, denn was der Präses las, ging zumeist rasch an ihren Ohren vorüber, derweil ihre Augen in dieser Frühstunde immer wieder den Mann bestaunten, der mehr wußte und konnte als sie und die meisten im Dorf; die Kunst des Lesens war unter den Bauern noch kaum sehr verbreitet.

Die Stube war niedrig aber breit und schaute mit vier dicht neben einander stehenden Fenstern auf die Straße. Der Kopf des Präses berührte mit dem dunkeln Haar die sauber gefügte Diele. Wie diese waren die Wände vertäfelt und Schränke in Menge waren in die letzteren eingelassen, wo sie fensterlos waren. Im Hintergrund, neben der Thüre, zeigte die Wand eine Nische, auf der stand sauberes Zinngeschirr, Krüge, Becher und Teller, wohl geordnet. Das Gerät der Stube war von festem und dunklem Holz, reicher verziert, als man es sonst in Bauernstuben traf und der Kachelofen stammte aus eines tüchtigen Meisters Werkstätte.

Als der Präses zu Ende gelesen hatte, ließ er sich am Tische nieder, das Geräusch gerückter Stabellen er-

füllte die Stube, dann machten sich Herr und Gefinde über die Milch, die in großen hölzernen Näpfen einem jeden hingerecht war, schnitten das Brot und brachen den Käse, den die Sennen aus den Mattener Hochalpen im Herbst ins Dorf brachten. Derweilen wurde wenig geredet; nur unter dem Gefinde ging zuweilen ein halblautes Gespräch, und einmal that die Hanna, des Präses Weib, eine Frage an diesen. Sie war eine stattliche Frau, behäbigen Wuchses, mit einem offenen und einnehmenden Gesicht und freundlichen Augen. Ihre Art war kurz und sicher und ließ erraten, daß sie barsche wie gute Worte zu geeigneter Stunde zu finden wisse. Sie hatte blondes, schlicht am Kopfe zurückgestrichenes Haar und eine kluge Stirn. Ihre Hände waren arbeitshart wie die der geringsten Magd. Von allen war sie die einzige, die vor dem Präses kein überbescheidenes oder unterwürfiges Wesen hatte. Sie schien ihm sowohl Freundin wie Weib, sowohl Stütze und Helferin als Genossin zu sein, und ihr Ton war ihm gegenüber selbst frei von jener fast ehrfürchtigen Unterordnung, wie sie in der Art vieler Frauen liegt, deren Männer über ihr eigenes Maß hinausreichen.

Der Präses ließ die Mahlzeit zu Ende gehen, dann, während einer der Knechte nach dem andern sich vom Tische erhob, wies er jedem von ihnen sein Tagewerk zu. Des Präses Tagewerk war nicht klein, und er bedurfte vieler Hände, es zu schaffen. Ihm standen an die zwanzig Pferde im Stall, und in dem Haus teil, der zur Linken der Straße stand, war das ganze Erdgeschloß mit Waren gefüllt. Die kamen aus dem Thal und waren für die Ursener und Liviner, oder für die Welschen bis gen Mailand hinab bestimmt. Der

Saumbdienst über den Gotthard kam immer mehr in Schwung, und ein so gefährlich und mühselig Gewerbe es war für den Mann wie für Roß, so manchen Säumerzug des Wetters Unbill im Winter hemmte oder die Lawinen begruben, er zahlte sich doch, und des Präses Truhen waren voll. Auch heute hatte er Arbeit für alle Kräfte, und es währte nicht lange, bis sich die Stube geleert hatte, und nur er mit seinem Weibe und seinem einzigen Kinde zurückblieb. Er hatte sich erhoben und trat ans Fenster. Eine Weile sah er in die Straße hinab, wo sich die Knechte umthaten.

„Du hast viele Rasse aus, dieser Tage her,“ sagte die Bäuerin.

Der Präses sah nach dem Himmel. „Je mehr von der Last, die im Bergraum liegt, über den Berg ist, bevor es Frühling wird, desto besser. Ich sollte wohl selber mit hinüber, aber bis der Pfarrherr heimisch ist, will ich nicht gehen, es muß doch einer sein, der ihm rät und ihn unter das Volk bringt.“

„Was hältst du von ihm. Er scheint ein rechter Mann?“

„Ein sehr rechter Mann,“ sagte der Präses. „Viel leicht,“ fügte er, wie sich erinnernd hinzu, „daß er heute herüber kommt. Er redete davon.“

Als er dies gesagt hatte, hatte das Kind, das vom Mahle hinweg sich über eine Nadelarbeit gemacht hatte, den blonden Kopf erhoben und sah mit lächelndem Gesicht zu ihm empor.

„Da kannst du Freundschaft mit ihm machen, Heinrike,“ sagte der Präses und gab dem Kind das Lächeln zurück. Dabei schien ihm das liebe Gesichtlein das Herz zu rühren, denn er trat zu dem Mädchen, strich ihm lieblosend durch das weiche, volle Haar, das am Hinterkopf zu einem Knoten gebunden war und nahm die Hand nicht von dem Haupte der Zehnjährigen, während er mit seinem Weibe weiter von dem und jenem redete. Aber nach wenigen Minuten, derweilen der Lärm der Arbeit von der Straße und dem Hausplatze herauf scholl, wandte er sich nach der Thür und ging hinaus. Auch sein Weib verließ darnach die Stube und Heinrike, das Kind, blieb allein auf seinem Stuhle zurück. Sie zog denselben zum Fenster und ließ, während sie eifrig weiter stichelte, zuweilen den Blick nach den Schaffern vor dem Hause gehen. So saß sie; der helle Morgenschein leuchtete über den Spizlibergen auf und ein leiser Glanz fiel in die Stube und machte ihren hellen Scheitel leuchten. Sie hatte ein schmales, doch wohlgeformtes Gesicht mit weichen, apfelblutfarbenen Wangen, hatte die schöne kluge Stirn von der Mutter geerbt und vom Vater den festen Mund. Das Kinn war weich gebogen, doch nicht weichlich und die kleine Nase fügte sich wohl zwischen die ernstesten blonden Brauen,

die über den blauen Augen ebenmäßig hingezeichnet waren.

Die Heinrike saß durch Stunden des Morgens an ihrem Plaze. Vater und Mutter kamen und gingen, und immer gingen freundliche Worte zwischen ihnen und zeigten, wie in des Präses Haus ein seltener Friede war. Als einmal wieder das Mädchen allein saß, ging ein Pochen an der Eichenthüre der Stube und als Heinrike ihr „Herein“ gesagt hatte, trat der Pfarrherr in die Stube. Sie war rot geworden und hatte sich erhoben. Sie sah ihn mit scheuer Freundlichkeit an, und als er auf sie zutrat und ihr mit einem „Grüß dich Gott“ die Hand hinbot, drückte sie andächtig die Lippen darauf.

„Bist du die Heinrike?“ fragte der Pfarrherr.

Als sie bejahte, reichte er ihr die Hand noch einmal und sagte: „Du hast mir zum Einzug deine einzige Blume geschenkt, ich danke dir.“

Sie errödete tiefer und wußte nichts zu sagen. Aber dann zog sie eine Stabelle vom Tisch und bat: „Setzet Euch, Herr!“ Als er ihr Folge geleistet, sagte sie: „Ich will den Vater rufen.“ Damit ging sie aus der Thüre.

Derweilen kam die Frau des Präses, die der Zufall wiederum hereinführte. Sie reichte dem Pfarrherrn die Hand und ließ sich bei ihm nieder. Sie begannen dann zu reden, wie er sich in seiner Gemeinde finde. Bald darnach kam die Heinrike mit dem Bescheide zurück, daß der Vater binnen kurzem kommen werde. Da lenkte der Pfarrherr das Gespräch auf den Präses und sprach davon, wie ihn die Macht und der Einfluß erstaune, deren er augenblicklich im Dorfe genieße. Er erfuhr dabei bald, daß er dem Weibe einen lieben Gesprächsstoff gegeben habe, denn ohne Uebermaßen die Eigenschaften ihres Mannes zu rühmen, erzählte sie doch von vielem, was der Präses für die Gemeinde gethan und erreicht habe, wie er streng und gerecht sei gegen die, die Strenge verdienten und doch wiederum von großer Güte und Barmherzigkeit, wenn sich ihm Bedürftige nahen oder ihm nur bekannt wurden. Sie wußte auch zu erzählen, wie des Präses Vater noch die Ziegen der Gemeinde Anderthalben gehütet habe und ein blutarmer Bub gewesen sei. Der Präses und Rathherr Johann Karl Zumbrunnen sei alles durch sich selbst geworden und genieße auch wohl darum beim Volke so viel Einfluß, weil sie ihn hätten aus ihren Reihen hervorgehen sehen, wie sich im Kriege der Tapfere aus den Gliedern des Heeres löst und der vorderste Kämpfer wird.

„Setzet, Herr,“ sagte am Ende das Weib, indem es nach einem der Schränke ging, dem Pfarrherrn einen Trunk zu holen, „setzet, ich kann nur sagen, daß

es der Herrgott gut mit mir gemeint und mir ein gar zufriedenes Los an dieses Mannes Seite beschieden hat.“ Sie hatte sich bei den letzten Worten umgedreht und stand, das kluge und angenehme Gesicht voll dem Pfarrherrn zugewendet. Die Zufriedenheit leuchtete ihr aus den Augen, und der Pfarrherr gestand sich, daß sie die Gefährtin sei, wie er sie sich einzig an die Seite dieses mächtigen Bauern habe denken können und gedacht habe. Als dann zufällig sein Auge auf das fromme Gesichtlein der Heinrike fiel, sah er es wie in Begeisterung erglühen, die klaren Augen aber hatten sich dem Kinde mit freudigen Thränen gefüllt, so hohen Anteil nahm es an dem Lobe, das zu des Vaters Gunsten aus der Mutter Mund kam.

Eben als die Bäuerin dem Pfarrherrn ein Glas mit weißem Wein gefüllt hatte, trat der Präses herein. Er begrüßte den Gast schon unter der Thür mit einem lauten „Tag, Pfarrherr,“ dann traten die beiden Männer auf einander zu und schüttelten sich die Hände. Die Heinrike war an des Vaters Seite getreten und hatte den Arm um seinen Leib gelegt, und während dieser mit dem Pfarrherrn sich unterhielt, ruhte seine Linke auf dem Haupte seines Kindes.

Die Unterhaltung dauerte nicht allzu lange; der Pfarrherr meinte, daß er nur gekommen sei, auch mit seinen, des Präses, Weib und Kind Freundschaft zu schließen und that die Absicht kund, an diesem Morgen noch den Wildhüter und Bannwart Gedeon Walker aufzusuchen, von dem als ihrem Schwager ihm seine Magd schon vieles zu berichten gewußt habe.

So verließ er nach einigem weiteren Hin- und Herreden die Stube des Präses und war von diesem und seinem Weibe herzlich verabschiedet worden.

Am Abende dieses Tages fügte der Pfarrherr seinem Tagebuch ein Urtheil über den Präses bei, das in manchem ergänzte, was er vor Tagen von dem Zumbrunnen niedergeschrieben hatte. Es lautete: „Es ist, wie ich sagte, ich habe in diesem Präses einen seltenen Mann gefunden. Seit ich ihn in seinem eigenen Hause gesehen und die von ihm habe reden hören, die immer um ihn sind, kann ich nicht mehr zweifeln, daß er in dem starken und fast ehrfurchtgebietenden Leibe eine ebenso starke und edle Seele trägt. Und ich sehe es kommen, daß ich auf seine Freundschaft so stolz sein werde, wie alle, die ihn kennen. Dennoch muß ich lächeln über dieses Präses einzigartige Stellung. Er ist nicht Präses hier, und nenne ich ihn König, so nenne ich auch dann ihn nicht beim rechten Namen. Ich will ihn den Gemeindepapst nennen, so fasse ich am besten seine Unfehlbarkeit, auf welche seine engere Sippe wie ganz Anderthalben schwören, in einen Namen.“

Viele Stunden aber, bevor solches niedergeschrieben wurde, und sobald er am Morgen des Präses Haus verlassen hatte, war der Pfarrherr durch das Dorf nach des Wildhüters Hütte geschritten. Es ging nahe an die Mittagszeit, die Stunde, zu der er nach der Agathe Aussage den fleißigen und viel beschäftigten Mann am ehesten in seiner Hütte antreffen würde. Wirklich kam, als er die schmale Gasse hinaufschritt, die sich in steilem Anstieg zum Weg nach dem Mattenthal fortsetzte, an die letzte braune Holzhütte mit ihm zur gleichen Zeit ein noch junger, aufrechter Mann geschritten, der in Hose und offener Weste ging und über die Schulter die schwere Reistaxt und ein Seil trug. Steighölzer hingen ihm am Gürtel, und daneben sah der Pfarrherr den Eisenstempel hangen, mit dem der Bannwart das Gemeindezeichen in gefälltes Holz oder zu schlagende Bäume schlägt. Auf vollem blondem Haar trug der Holzer einen gefärbten und hart mitgenommenen Filz; aus dem offenen Hemde schaute ihm der sehnige, sonnengebräunte Hals. In dem ebenso braunen Gesicht stand der leichte blonde Schnurrbart fast weiß. Die Stirn war voller Furchen, wie sie in Wetterunbill und bei schwerem, gefährlichem Handwerk frühe wachsen. Die Augen blickten scharf und offen und hatten jenen blitzenden Schein, wie die blicken sollen, die redliche und mutige Hüter des Gesetzes sind. Die Wangen waren hager, fast eingefallen, wie auch der Leib wohl sehnig, aber von den Kleidern umhangen war, als fehle es dem Hüter an Nahrung.

Als die beiden Männer an der Treppe der Hütte zusammentrafen, nahm der Holzer den Hut ab, behielt ihn bescheiden in der Hand und sagte ein „Grüß Euch Gott, Pfarrherr.“

„Ihr seid der Gedeon Walker,“ lächelte der Priester und drückte die Hand des andern, die sich wie das harte Holz anrührte, das sie schlug. „Ihr kommt wohl hungrig genug an Euren Herd und könntet jaft eben eines Gastes entbehren,“ fuhr er dann heiter fort. „Aber Ihr sollt Euch an Eurem Mahle nicht hindern lassen, ich will Euch und Eurem Weibe nur den neuen Pfarrer zeigen, von dem Eure Schwägerin, die Agatha, meint, daß Ihr ihn nicht ungern bei Euch sähet.“

Der Walker hatte einen Ausdruck warmer Freude in seinen stillen Zügen und hieß den Pfarrherrn ihm voran die Treppe hinaufsteigen. Sie traten darnach mit einander in die bescheidene Hütte, die eine helle Stube auf derjenigen Seite hatte, wo sich der weiße glänzende Hang den Berg hinauszog. Sie war vom Schneelicht freundlich und bot den zwei Männern ein umso freundlicheres Willkommen, als bei ihrem Eintritt zwei helle Stimmlein ein „Tag, Vater,“ hervorjubelten, um gleich darnach schon zu schweigen, als statt des

Walker des Pfarrherrn Gestalt zuerst über die Schwelle getreten war. Die Stube war sauber aber ärmlich, sie hielt an Gerät, was jedes Bauern Stube hält, die an allen Wänden hinlaufenden Bänke, ein Paar Stabellen, einen großen, viereckigen tannenen Tisch, eine Truhe und den schweren Granitofen. Die kleinen viereckigen Fenster hatten Holzrahmen; wo einzelne Scheibchen ausgebrochen waren, hatte Papier helfen müssen, der Zugluft zu wehren.

Der Walker hieß den Pfarrer sich setzen und schob seine Knaben, von denen der eine vier, der andere zwei Jahre zählte, von sich ab und ihm hin.

„Gebt dem Pfarrherrn die Hand, ihr scheues Volk,“ sagte er und die Liebe, mit dem er an seinem Nachwuchs hing, leuchtete ihm aus den Augen. In diesem Augenblick und während die Kinder mit Widerstreben des Vaters Geheiß erfüllten, trat die Walkerin herein. Sie war ein schwächtiges junges Weib von zarten, fast kränklichen Zügen. Als sie des Pfarrherrn ansichtig wurde, stieg ihr das Blut in die weißen Wangen, und sie strich sich verlegen über die am Herde unrein gewordene Schürze und ihr dunkles Alltagsgewand.

„Ihr seid es, Herr,“ sagte sie mit einer stillen Stimme, die wie in einer leichten Heiserkeit belegt erschien. Darauf kam sie näher, dem Pfarrherrn die Hand zu bieten, und als sie zwischen diesem und ihrem Manne ein Gespräch aufkommen sah, setzte sie sich auf eine nahe Stabelle und legte die Hände in den Schoß. Die beiden Kinder kamen und schmiegt sich an sie. Sie waren fecker geworden, neckten sich und spielten und spähten nach dem Pfarrherrn hinüber, und wenn er ihnen sein freundliches Antlitz zuwendete, bargen sie laut auflachend die Gesichter in der Mutter Schoß. Diese wehrte ihnen, wenn sie zu laut werden wollten, aber auch in ihren braunen Augen, die denen ihrer Schwester, der Agatha glichen, schimmerte der Stolz über ihre Kinder. Von diesen hatte das ältere braunes Haar und die hellen, arglosen Augen der Mutter, das jüngere war ein Blondkopf und seine Augen waren von dunkeltem Blau.

Der Pfarrherr und der Walker führten eifrig Rede und Gegenrede. Sie hatten von den Amtsbeschwerden des Bannwartes geredet und davon, daß Stürme, Lawinen und die Art allzusehr die Wälder rodeten. Jetzt wandte sich ihr Gespräch dem zweiten Verufe des Walker zu, und als der Pfarrherr sich mitten im Reden unterbrach und meinte, daß er wohl zu lange verweile und sie vom wohlverdienten Mahle abhalte, da wurde des Walkers Miene plötzlich ernst und er sagte, während er einen Seufzer verschluckte:

„Wenn Ihr doch glauben wolltet, Pfarrherr, wie

wir Euch Dank wissen, daß Ihr gekommen seid. Unser-eins ist arm und hat weder häßliche Verwandtschaft noch eine große Freundschaft. Der Pfarrherr ist der einzige, an den man sich in der Not zu wenden traute, und darum ist mir leichter zu Mut, nun ich Euch kenne. Ihr — Ihr würdet die Frau und die zwei Buben nicht verlassen, wenn mir einmal etwas geschähe.“

Er hatte mit unsicherer Stimme gesprochen, als bedrückte ihn ein geheimer Kummer. Die Frau hatte feuchte Augen, aber sie sagte mutig: „Rede nicht so, Mann! Sehet, so ist er, Pfarrherr! Seit einiger Zeit steckt ihm der Kopf voll trüber Gedanken.“

„Ihr habt freilich weder ein leichtes noch ein ungefährliches Gewerbe,“ sagte der Pfarrherr, aber am Ende ist Gott am Gemägrat so gut wie hier in Eurer Stube.“

„Ja, ja, Ihr habt schon Recht, Pfarrherr,“ lenkte der andere ein und zog die Gestalt auf, als schäme er sich einer Schwäche. „Es hat einer nur,“ fuhr er halb für sich fort, „manchmal seine Gedanken, die wie Ahnungen sind, und die sich nicht so leicht verschweigen lassen.“

„Ich habe ihn gebeten, daß er sein Amt niederlege,“ sagte die Frau. Sie fuhr sich mit der hageren Hand über das braune Haar. Es war eine ungewollte, fast hilflose Bewegung; es war ihr anzusehen, daß die Rede des Mannes jetzt in ihr nachhallte und ihr Mut sich jäh in Angst gewandelt hatte.

„Sei still, Mine,“ sagte der Walker, „du willst, was ich nicht kann. Wovon sollten wir leben?“

„Redet ihm zu, Pfarrherr! Er kann Taglohnarbeit thun. Lieber kargen Verdienst und Ruhe im Herzen, als den schönen Lohn und die ewige Unruhe!“

„Er hat einen Feind im Dorf,“ fuhr sie, zum Pfarrherrn gewendet, hastiger fort. „Der hat ihm schon mehr als einmal den Tod angedroht! Und es ist einer, der sein Wort wahr machen könnte. Ja, und wie leicht kann einer da oben an den Gletschern und in den Schründen verloren gehen, daß nachher keiner sagen kann, wohin er gekommen ist.“

„Ihr meint den Andergand-Jost,“ sagte der Pfarrer, „ich weiß es von der Agatha. — Warum verzeigt ihr ihn nicht, wenn er droht!“

„Verzeigen! Was hilft's. Dreimal ist er verzeigt. Gestern hat ihn der Mann wiederum wegen Holzfrevel auf die Liste nehmen müssen.“

Der Pfarrherr sah vor sich nieder. „Ich weiß nicht, was ich Euch raten soll. Aber freilich, wenn Ihr euch fürchten müßt —“

„Fürchten!“ Der Walker, der geschwiegen und halb in Gedanken mit den Locken seines jüngsten Knaben gespielt hatte, fuhr plötzlich vom Stuhl auf.



**Kunstmaler Adolf Staebli als Kind.**  
Gemälde von † August Weckesser, Winterthur. (Kunsthalle Winterthur).  
Nach Phot. Lind, Winterthur.

Sein Gesicht belebte sich. „Fürchten, Pfarrherr! Eben weil ich weiß, daß sie mir das nachreden würden, darum bleibe ich, was ich bin; denn fürchten, nein fürchten thu ich mich nicht.“

So rasch die Wallung über ihn gekommen war, so rasch verließ sie ihn. „Es ist nur,“ sagte er dumpf und seine Brust arbeitete mächtig, „es ist nur“ — er hatte den Knaben auf einmal mit den beiden Armen ergriffen, hob ihn hoch empor und preßte ihn an seine Brust. Seine Lippen zuckten, seine Augen verschleierten sich. „Ich bin eben ein glücklicher Mensch mit diesen, Pfarrherr,“ sagte er mit tiefem Atemzug und ließ das Kind wieder zu Boden.

Seine Erregung war verflogen, er schüttelte sie gleichsam mit dem Scherzwort ganz von sich, mit dem er zu dem Pfarrherrn sagte: „Jetzt aber kommt, Hochwürdiger, wenn Ihr mit uns die Suppe teilen wollt.“ Er ging dabei an einen Wandschrank und griff ein paar hölzerne Teller und Löffel heraus.

Der Pfarrherr stand auf. „Nein,“ sagte er lächelnd. „Aber Ihr habt Recht, daß Ihr mich mahnt.“ Und ernster werdend, nahm er des Walkers und seines Weibes Hände. „Ihr habt Euch lieb, und wo Kinder sind, ist immer viel Licht. Haltet fest zu einander, alles andere steht bei Gott.“

„Kommet bald wieder,“ sagte der Walker bewegt.

„Wenn Euch an mir gelegen ist, gewiß,“ gab der Pfarrherr zurück. Dabei sahen die beiden Männer einander an, und es war, als blickte des Walkers Auge heller darnach und als hätte er in dem Gesicht des Pfarrers das gelesen, was er zu finden gehofft hatte.

Darauf schritt der Pfarrherr zur Thüre. Die Kinder jubelten hinter ihm, wie sie thun, wenn ein Zwang von ihnen genommen wird. Aber während er aus der Hintertür in den Schnee hinaus trat, standen der Walker und sein Weib dicht bei einander unter dem Ausgang, sahen ihm nach und dann sich an, als wollten sie sagen: Er ist einer, wie wir ihn bedürfen.

### 5. Kapitel.

„Ju—u—hu—hu—hu!“ Das langgezogene Jauchzen, das Holzger und Wildheuer bei der Arbeit auf irgend einem Berg, von wo ihr Blick das Thal erreicht, verrät, klang laut nach Anderthalten hinab.

Der Pfarrherr, der in seiner Stube arbeitend geessen hatte, erhob sich vom Stuhl und öffnete ein Fenster. Das Jauchzen hatte so nah wie ein Gruß vom Fenster zu Fenster geklungen. Nun suchte er die Jauchzer auf dem Kirchhügel zuerst und lächelte über sich selber, als gleich darnach der langgezogene Schrei wiederum ertönte, aber so fern und hoch her, als

kreischte ein stimmrauhes Englein vom Himmel. Er schaute sich wacker um, aber er konnte die Rufer nicht finden und wollte das Fenster schließen, als just die Agatha in die Stube trat.

„Seht Ihr die Wildheuer kommen?“ fragte sie.

„Eben sehe ich nichts,“ gab er lachend zurück.

Da trat sie neben ihn und wies an den Spizlibergen hoch hinauf bis zur Stelle, wo die schwarzen Felsnadeln aus dem Schnee aufragten. „Seht Ihr, wie es gleich einem schwarzen Wurme im Schnee sich bewegt.“

Der Pfarrherr fand das Gesuchte. Es war wie die Magd sagte, wie ein langer schwarzer Wurm regte es sich da oben. An dem lösten sich manchmal ein paar Glieder, glitten blitzschnell über eine Schneefläche nieder, und bei jedem Gleiten wiederholte sich der schallende Jubelruf.

„Die fahren über Hänge nieder, wo im Sommer kein Fuß Halt fände,“ sagte die Agatha.

„Sie müssen einen schönen Weg gemacht haben, bis sie da oben gewesen sind,“ meinte der Pfarrherr.

„Ihr hättet bald nach Mitternacht aufstehen müssen, damit Ihr ihre Lichter in der Lehne hättet empor klinken sehen.“

„Ein mühsames Handwerk und gefährlich! Aber denen scheint es Kinderspiel.“

Der Pfarrherr freute sich des ungewohnten Anblicks und der wagehalsigen Sorglosigkeit der Heuer, die selbst aus der Ferne noch auffiel. „Wer mögen sie sein?“ fragte er so halbhin.

Die Agatha, als erzürne sie die Frage, faltete die Stirn. „Es wird wohl der vom Lau-Gek sein,“ sagte sie finster, „der heuet im Herbst da oben.“

An den Spizlibergen schaffte der Jost Andergand mit seinem ältesten Buben und die Bauern aus dem Weiler. Um zwei Uhr in der Nacht hatten diese im Lau-Gek an die Hüttenthür gepocht. Der Albin that ihnen auf.

„So, da wären wir,“ war ihr Gruß. Dann traten sie in die Stube, stellten die Traglichter auf den Boden und setzten sich um den Tisch. Der Andergand, dem die Pelzkappe schon in den Ohren saß, hackte mit seinem Taschenmesser einen Leib Brot in zwei Stücke, deren eines er sich in den Rucksack schob.

„Schenk ein,“ hieß er den Albin. Da goß der Bursche Branntwein in die bereitstehenden Trinkbecher. Die drei Bauern leerten sie wortlos.

„Nimm auch,“ murrte der Jost wieder.

„Ich will nicht,“ sagte der Bursche.

„Fürchtest dich?“ fragte einer der Bauern.

„Es wird wohl nicht dein erster sein,“ ein zweiter.

„Nimm,“ sagte der Andergand wieder.

Der Albin stieß wieder sein kurzes „Ich will nicht“ durch die Zähne und machte sich mit Stock und Rucksack zu schaffen.

„Wirfst dich wohl noch anders befinden heute,“ sprach ärgerlich der Indergand.

Dann faßten sie die Lichter und stampften aus der Stube. Die Schneehölzer an ihren Füßen klapperten auf dem Steinplattenflur. Vor der Hütte standen fünf Hornschlitten. Die drei Weilerbauern bückten sich und warfen sich ein jeder einen auf den Rücken.

„Für den Bub' wirst wohl keinen mitnehmen,“ sagte einer.

Da hatte der Albin sich schon den vierten Schlitten aufgeladen. „Ihr müßt mir ihn nicht tragen,“ sagte er mit verbissenem Groll zu dem Bauern. Darnach stiegen sie aufwärts durch den Schnee, immer einer hinter dem andern, der Indergand voran. Der Albin ging hinter dem Vater. Der Schnee war fest und ihre Steighölzer machten ihre Tritte sicher. Der Albin blieb nicht zurück.

„Schwizest?“ spottete einer von hinten.

Zur Antwort lachte der Bub kurz und unfreundlich auf. „Ich habe Euch auch nicht gefragt.“

Die Nacht war frisch und lichtlos. Der Himmel war hochgewölbt, aber kein Stern durchbrach ihn.

„Es wird ein grauer Tag,“ sagte einer der Bauern.

Dann erreichten sie den Bannwald an einer Stelle, wo er, breiter werdend, gleichsam wie mit Hacken am Berg festsaß. Ein schmaler Absatz war hier, von dem an der Berg erst in seiner ganzen Schroffe auftragte. Hier warfen die Heuer ihre Schlitten ab. Sie wurden über einander geschichtet. Dann griffen die Männer nach der Branntweinflasche.

„Willst?“ foppte einer den Buben wieder.

Der ballte die Faust und schlug nach der dargebotenen Flasche. Er traf sie nicht, und die Bauern lachten. Der Indergand murrte ärgerlich. „Laßt ihn in Ruh. Der wird auch vom Schnaps nicht freundlicher.“

Nicht lange, so waren sie wieder auf dem Anstieg. Von den Schlitten hatten sie dünne Seile gelöst, die waren jetzt um ihre Schultern geschlagen. Der Weg wurde steil und felsig. Zähne Flüssen sprangen hervor, die sie umgingen. Sie schafften sich durch Schründen hinauf und überschritten Felsbänder, wo zu ihrer Rechten und Linken das Eis in dicken Panzern sich um mächtige, jäh abfallende Steinbrüste spannte. Als sie über einem solchen standen, sagte einer vom Weiler zu dem Buben: „Was meinst, fährst da langsam oder schnell mit dem Heubündel ab?“

„Meinst, ich habe noch nie gesehen, wo Ihr durchfahrt?“ höhnte der Bub, und sah in die gähnende Tiefe,

als ginge er den Weg täglich. Allgemach wurde der Schnee weicher und tiefer. Sie kamen auf Wildheu- grund und bald sahen sie die langen Stangen und einen Teil der Heuhaufen, die im Herbst aufgerichtet worden waren, aus dem Schnee ragen. Der Indergand führte zu dem zu höchst stehenden empor; dicht darüber stiegen zerrissene Jacken auf, von denen der Berg den Namen trug. Als sie ihn erreichten, ging der erste Schein fahlen Hellwerdens über den grauschwarzen Himmel.

„Die Sonne brennt uns heute nicht,“ sagte der Indergand, als er sich umgeschaut hatte. Dann löste er zwei zusammengebundene Schaufeln, die er getragen hatte. Die andern setzten die Flaschen an. Der Albin, der durstete, griff mit den Fingern in den Schnee, brach eine Scholle aus und aß davon.

Dann gingen sie an die Arbeit. Die Schaufeln legten das grüne duftige Heu frei. Sie schnitten es an und banden es in schöne, ebenmäßige Bündel. So schritten sie allmähig und während Stunden vergingen, von Haufen zu Haufen. Sie redeten wenig dabei. Manchmal rief einer dem andern ein barsches Geheiß zu, manchmal auch that einer der Weilerbauern einen Scherz. Der Indergand war der wortfargeste unter ihnen, und wenn er lachte, klang es kurz wie ein Bellen. Der Bub schwieg ganz, aber er schaffte, daß ihm der Schweiß von der Stirne tropfte. Und wenn er allein ein schweres Bündel gebunden hatte und es mit nervigen Armen packte, um es an die andern zu legen, dann leuchteten seine Augen ins Leere. Seine schlanke Gestalt bog und streckte sich in jenen sichern und gemessenen Bewegungen, die klaren Willen und volle Kraft verraten; unter dem groben Hemde, das die Arme verdeckte, spannten sich die Muskeln, daß die Aermelnähte krachten.

„Schaffen kann er,“ stieß einer den Indergand an. Der sah sich kurz um; als er sich wieder über sein Bündel beugte, sagte er halb zu sich, halb zu dem andern: „Wenn du zu Anderthalben einen findest, wie den Buben, so zahle ich dir — —“

Was er zahlen wollte, ging in unverständlichem Gemurmeln unter, aber zum ersten Male war über sein fast undurchdringliches Gesicht ein Schein wie von Freude oder Stolz gehuscht.

Es war nicht manche Stunde vor Mittag, als sie mit ihrer Arbeit so weit gediehen waren, um abfahren zu können. Da ließen sie sich im Halbkreis in den von Heufäden besäeten Schnee nieder und zerrten ihren Esborrat hervor, Käse, Brot, dazu den Rest Branntwein. Das schwerste Stück Arbeit lag hinter ihnen, sie wurden gesprächiger. Sie sprachen von dem und jenem. Einmal stieß der Indergand kurz hervor: „Jetzt

hat er mich schon wieder verzeigt, der Walker.“ Das Wort war ganz unvermittelt in ein Stillschweigen hineingefahren, und so jäh wie das Wort, war der Blitz seiner grauen Augen in den Kreis gegangen.

„Und warum?“ fragte einer vom Weiler.

„Weil ich zwei Großen geschlagen habe, die mir gerade am Heimweg standen.“

Die Bauern wußten nicht, was reden, so versuchte einer ein Lachen, aber es mißlang. Weil er sah, daß sie ihm eher Unrecht als Recht gaben, ergrimte der Jost. Die Ränder seiner Augen schienen auf einmal rot. „Was brauchen wir einen Bannwart und Wildhüter zu Auerhalten. Es ist Holz genug und Wild genug im Land. Und da soll einer erst fragen müssen, ob er nehmen darf! Man sollte nicht meinen, daß hier im Land einmal der Tell und die Freiheit daheim gewesen sind.“

In dem einen Ausbruch verriet der Jost Indergand, wer er war. Einer von denen, die ihr Herrenrecht vom Himmel erhalten zu haben meinen.

„Ja, arg sei es schon, daß man ob jeden Tannenstumpfs, den man heimschleppe, zur Strafe gezogen werde,“ hofierte einer der übrigen dem Jost.

Der funkelte den andern mit einem Blick von unten herauf an. „Das ist dem Walker sein Verdienst,“ zischte er. Dann, als vergesse er sich selbst, reckte er sich. Sein Gesicht war fahlgrau, seine Augen zündeten. Er schüttelte den einen Arm gegen seinen Buben hin: „Hörst Bub, wenn ich selber nicht dazu komme, gebe ich dir's auf: Zahl dem Walker sein Anschwärzen heim! Hast gehört, doppelt zahl es. Wenn es sein kann, so, daß er nachher keine Bagen mehr braucht!“

„Hoho, Jost,“ machte einer der andern, dem der Unmut über das, was dem Waldhüter angedroht wurde, das Gesicht färbte. Die übrigen aber stießen ihn an: „Laß ihn, siehst nicht, daß er zu viel hat.“ Und frei-

lich hatte der Jost sich doppelt den Branntwein zugemessen.

Der Albin war mit vorübergebeugtem Kopfe sitzen geblieben. Sein Gesicht verriet nicht, was in ihm vorging. Erst als der Vater an das erste Bündel trat, die Hände in die Seiten legte und es über den Schnee vorwärts zog, schnellte er auf. Seine Mienen belebten sich in einer noch Knabenhaften Freude. Er machte sich an ein zweites Bündel und schaffte es dem Vater nach. Die drei Bauern gesellten sich hinzu. Sie brachten das Heu nach einer Stelle, die weit zur Rechten von derjenigen lag, an welcher sie heraufgestiegen waren. Hier liefen Lawinenrinnen in Lawinentälern zusammen. Die Halbe war steil und für den Abfahrenden manche Falle gestellt, wo auf vorspringendem Felsen der Grund plötzlich aufhörte und der, der nicht rechtzeitig anhielt, die Fahrt in die Ewigkeit thun konnte. Auch lagen Steinblöcke so dicht in den Schnee gesäet, daß einer sich hüten durfte, von der Wucht des ihm folgenden Bündels nicht an einen solchen geworfen zu werden.

Als sich der Indergand niederließ, die Finger im Rücken fest um die Seile schloß, that er einen hastigen Blick nach dem Buben hinüber, der es ihm nachgethan hatte. „Hab Sorg,“ murrte er so kurz, als reue ihn jedes Wort.

Der Albin gab keinen Bescheid. Er streckte sich nur, legte die Hände muschelförmig vor den Mund und ließ zuerst den jauchzenden Ruf der Wildheuer ertönen. Er brach aus, wie ein freier Vogel, der vom Bergfirs stößt, und schnitt die kalte reine Luft. Des Buben Schrei hatte die andern geweckt. Nach einander schickten sie ihre Rufe zu Thal. Als der Indergand jauchzte, kauerte er sich blitzschnell nieder, faßte sein Bündel und glitt über den Hang in eine der Rinnen. Ein gut Stück weiter unten blieb er stecken.

(Fortsetzung folgt).

## Adolf Staebli als Kind.

Mit Abbildung.

Ein prächtiger Knabekopf, und mehr als das!“ wird sich manch' einer sagen bei einem Blick auf dieses Kinderbildnis von August Weckesser. Und wenn er erfährt, daß aus diesem Kleinen ein wirklich Großer geworden, nämlich ein großer Landschaftler, unserer Besten einer, der zumal die stimmungsvollsten Flußlandschaften, in denen etwa weiße Birken den Reiz des Düstern nur noch erhöhen, auf die Leinwand zu zaubern weiß, so wird er finden, daß schon der Kopf des Knaben etwas Bedeutendes verhieß. Weitgeöffnet sind Augen und Mund, das reiche Haar kraust sich in stürmischen Locken, und dieses offene Kinderantlitz lauscht empör, als wären die Stimmen der Engeln im Himmel zu vernehmen oder sonst vordem nie

gehörte Töne. — Das Köpfchen wird 1848 gemalt sein, als Weckesser, aus München zurück, von wo ihn die Not und die ausgebrochenen politischen Unruhen vertrieben hatten, auch in der Heimatstadt zunächst noch wenig Förderung und Anregung fand, als auch die lieben Geschwister der Reihe nach herhalten mußten zu Konterfeis. Da stand das Söhnchen seines Freundes H. Diethelm Staebli, des Kupferstechers und Zeichnungslehrers, des ersten Präsidenten der Winterthurer Künstlergesellschaft (1820—1867), der am 31. Mai 1842 geborene Johann Adolf Staebli im zarten Knabenalter von sechs Jahren, und daß er einen dankbaren Vorwurf bilden konnte, lehrt uns die trefflich gelungene Porträtstudie Weckessers. Dr. Otto Wafer.